



Auf Augenhöhe

Alle Menschen sollen das gleiche Recht haben, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, fordert die UNO-Konvention. Die Umsetzung bereitet aber Mühe.

Walter Aeschimann

Der Raum ist zappenduster. Damit niemand den kleinsten Lichtstrahl produzieren kann, hat das Personal beim Empfang Uhren oder Handys eingefordert. Wir sitzen an einem Tisch. Irgendwo flüstert eine Frauenstimme. Ein Mann fragt: «Was?» Etwas zu laut für die Stille. Ein Gegenstand fällt zu Boden, der Klang hallt an die Wand und durchdringt von dort den Raum. Das Menü haben wir beim Eingang studiert. Das Essen wird nun fast lautlos aufgetragen. Ohne äusseren visuellen Reiz tasten wir uns zur Gabel und versuchen die Spaghetti aufzurollen und zum Mund zu führen. Es ist ein ungewohntes, fast hilfloses Gefühl.

Alle sind hier gleich. Niemand sieht etwas. Wir sind im Restaurant «blindekuh», in einer ehemaligen Kapelle im Zür-

«blindekuh» ist aber, wie der Online-Werbetext auch sagt, «mehr als ein Restaurant». Sie ist ein neues Gesellschaftsmodell im Kleinformat, das immer mehr an Aktualität gewinnt: Inklusion.

Ringens um saubere Definition

Inklusion leitet sich ab von «inklusiv». Es bedeutet einschliesslich, dazugehörig. Das Wort lässt sich einfach verstehen. Aber es ist schwierig, das Fachwort im gesellschaftspolitischen Zusammenhang zu definieren oder von anderen abzugrenzen – vorab vom weit bekannteren Begriff der Integration.

Der Begriff der Integration wurde Mitte der 1970er-Jahre von Behindertenbewegungen hinterfragt. Die übliche Deutung war, dass es «normale» und «andere»

Menschen gibt. Die Anderen müssten durch geeignete Fördermassnahmen in eine normale Gesellschaft integriert werden.

Von Betroffenen wird Inte-

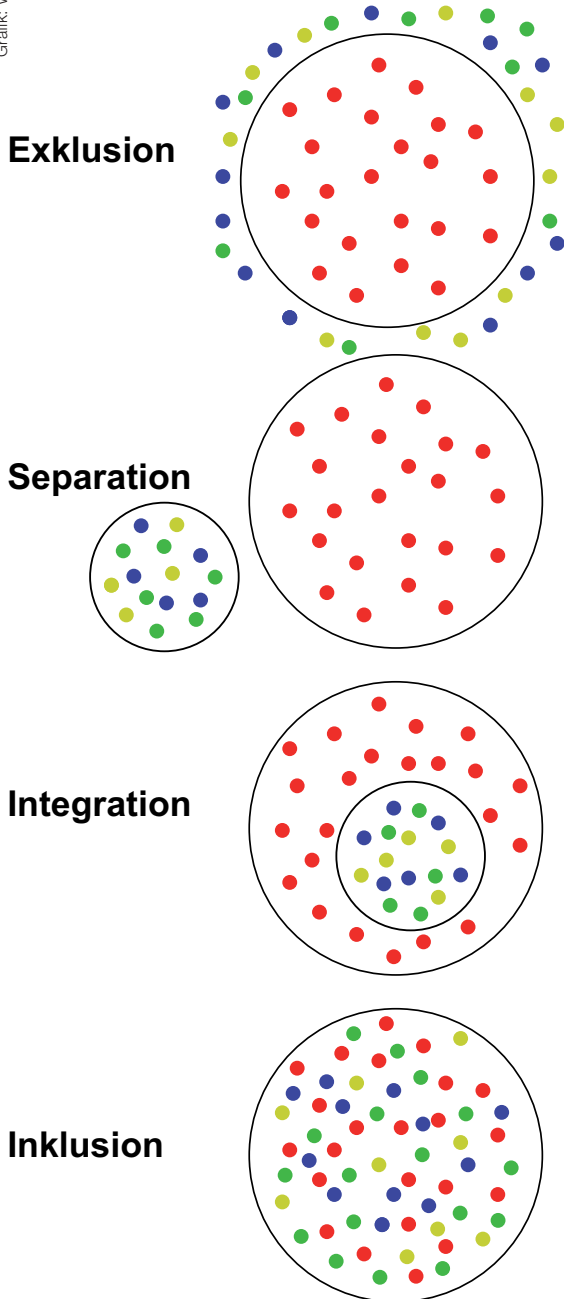
gration jedoch als gleichberechtigte Teilnahme aller Menschen am gesellschaftlichen Leben interpretiert. Sie verstehen unter Integration die Abkehr von Sondersystemen für Behinderte. In der politischen Diskussion haben sich in der Folge für behinderte Menschen eher Begriffe wie



Inklusion bedeutet, dass alle Menschen unterschiedlich sind und dass jede Person mitbestimmen darf.

cher Seefeldquartier. Im Service arbeiten rund 30 mehrheitlich blinde oder sehbehinderte Menschen. Als das Lokal 1999 eröffnet hat, war es weltweit das erste seiner Art. Die ursprüngliche Idee war es laut Geschäftsführer Adrian Schaffner, Arbeit für behinderte Menschen zu schaffen. Die

Grafik: Wikipedia



Teilhabe oder Selbstbestimmung durchgesetzt. «Im Unterschied zur Integration, die eine Wiedereingliederung von Ausgegrenzten ermöglichen soll, setzt Inklusion eine gleiche Wertigkeit aller Mitglieder der Gesellschaft – wer gleichwertig ist, muss nicht in bestehende Systeme eingegliedert

werden, sondern gehört dazu», schreibt Gisela Hermes, Professorin für Rehabilitation und Gesundheit an der Hochschule für angewandte Wissenschaft in Hildesheim.

Im schulischen Bereich finden sich hingegen häufig andere Auslegungen des Begriffs. Vieles, das sich fortschrittlich und hilfreich sieht, wirbt mit dem Etikett der Integration. Das Problem hingegen ist, dass integrative Sichtweisen und strukturelle Änderungen im Unterricht zwar zugelassen werden, die Haltungen werden aber in der Regel nicht angepasst: «Das Kind ohne Förderbedarf ist das «normale». (...) Das andere, das funktionsgeminderte Kind, ist das Kind mit Defizit», schreibt Andreas Hinz, Professor für Rehabilitationspädagogik an der Martin-Luther-Universität von Halle-Wittenberg.

Alle Menschen sind verschieden

Inklusion ist aber nicht nur die Weiterentwicklung einer pädagogischen und sozialen Idee, sondern auch ein gesellschaftspolitischer Ansatz. Er bezieht sich auf sämtliche Lebensbereiche: Wohnen, Freizeit, Bildung, Arbeit. Alle Menschen, unabhängig von ihren Fähigkeiten oder Beeinträchtigungen, unabhängig von ihrer ethnischen, kulturellen oder sozialen Herkunft, von Alter und Geschlecht, sollen gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. «Inklusion bedeutet, davon auszugehen, dass alle Menschen unterschiedlich sind und dass jede Person mitgestalten und mitbestimmen darf», sagt der österreichische Inklusionswissenschaftler Walter Krög. Dies ist als Chance anzusehen und nicht als Hindernis.

Zu Beginn der 1990er-Jahre wurde der Begriff «inclusion» international be-

kannt. Vor allem durch die UNESCO-Konferenz, die im Jahr 1994 in Salamanca stattgefunden hat. Über 300 Delegierte von 92 Regierungen und 25 internationalen Organisationen trafen sich, um politische Änderungen zur Förderung einer inklusiven Pädagogik zu diskutieren. Am Ende stand eine Erklärung, die später von der UNO aufgegriffen wurde bei der Abfassung der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen.

Inklusion als UNO-Menschenrecht

Das UNO-Regelwerk wurde im Dezember 2006 an der Generalversammlung in New York verabschiedet und trat im Mai 2008 in Kraft. 155 Länder haben es bisher unterzeichnet, 129 auch ratifiziert (Stand April 2013). Die Konvention, die aus 50 Artikeln besteht, nimmt Abstand von einer Behindertenpolitik der Fürsorge und des Ausgleichs gedachter Defizite. Sie hat als Leitbild die Inklusion und deklariert diese als Menschenrecht. Dies bedeutet: Alle gesellschaftlichen Bereiche müssen für die Teilhabe von Menschen mit Behin-



Inklusion bezieht sich auf sämtliche Lebensbereiche: Wohnen, Freizeit, Bildung, Arbeit.»

derungen zugeschnitten sein oder geöffnet werden. Es ist nicht Aufgabe des Menschen mit Behinderung, sich anzupassen, um sein Rechte wahrzunehmen, sondern jene der Gesellschaft.

Während Österreich und Deutschland die Konvention schon vor fünf bzw. vier Jahren ratifiziert haben, steht dies der Schweiz noch bevor. Mehr noch. Obwohl die Revision der Invalidenversicherungs-Gesetzgebung seit Langem als nationales Politikum gilt, fand bislang kaum eine nennenswerte politische Auseinandersetzung mit dem internationalen Regelwerk und dem Begriff der Inklusion statt. Dies könnte sich ändern, wenn es nach dem Willen des Bundesrates geht. Er hat im Dezember 2012 eine entsprechende Botschaft zuhanden des Parlaments erlassen. Ab Frühjahr 2013 wird sich das Parlament mit der Konvention befassen, die Schlussabstimmung ist im Winter 2013 im Ständerat vorgesehen. Die gesetzliche Verankerung ist das eine. Die praktische Umsetzung ist jedoch etwas anderes.

» Sowohl Anhänger der Integration also auch solche der Inklusion treten für das Recht aller ein, unabhängig von ihren Fähigkeiten, Beeinträchtigungen oder ihrer Herkunft am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können.

Integration definiert jedoch eine Norm, unterscheidet in «normale» und «nicht normale» Menschen. Es geht darum, die «nicht normalen» Menschen in eine gesellschaftlich definierte Norm zu integrieren. Die «nicht normalen» müssen sich der Norm anpassen und integrieren lassen.


Inklusion zieht keine normativen Grenzen. Verschiedenheit ist die Normalität. Das Konzept anerkennt die Verschiedenartigkeit der Menschen als «normal», die Menschen werden nicht in Gruppen eingeteilt. Inklusion bedeutet Mitbestimmung, Mitgestaltung und Teilhabe für alle Menschen ohne Ausnahme. Die Gesellschaft hat sich an die unterschiedlichen Bedürfnisse der Menschen anzupassen. Sie muss Dienstleistungen zur Verfügung stellen, die eine selbstverständliche Teilhabe ermöglichen.

«Inklusion steht in der Schweiz ganz am Anfang. Das Verständnis für den Begriff ist noch nicht vorhanden», sagt Tobias Zahn, Sozialpädagoge und Experte für Persönliche Zukunfts-

planung. «Grundsätzlich geht es darum, Menschen mit Unterstützungsbedarf zu signalisieren, dass sie auch willkommen und wertgeschätzt sind.» Zum ersten Mal bietet er eine «inklusive Weiterbildung zur Moderatorin/zum Moderator in Persönlicher Zukunftsplanung» an. Der Kurs richtet sich an Fachleute und Menschen mit Behinderung, die ihre Anliegen selbst vertreten möchten, sowie an Angehörige.

Praktische Umsetzung

Die Prospekte des Kurses von Tobias Zahn sind in schwerer und leichter Sprache abgefasst, also auch für Menschen mit Leseschwierigkeiten. In Deutschland und Österreich gibt es schon länger Übersetzungsdienste, die Texte von schwerer in leichte Sprache übertragen. Viele offizielle Texte von Gemeinden oder Ländern

 **Inklusion steht in der Schweiz ganz am Anfang. Das Verständnis für den Begriff ist noch nicht vorhanden.»**

werden in beiden Sprachen veröffentlicht. So hat die deutsche Bundesregierung auch die UNO-Konvention in schwerer und leichter Sprache abgefasst.

Praxisnahe Inklusion gibt es auch anderswo. Das Dezernat für Bildung, Jugend und Sport in Köln entwickelt einen Inklusionsplan für Kölner Schulen, der derzeit an Gymnasien umgesetzt wird. In Schwedens Universitäten sind in Hörsälen sogenannte Induktionsschleifen installiert, die ein Signal des Vortrages direkt auf das Hörgerät übertragen.

Von solchen Dienstleistungen ist die Schweiz noch weit entfernt. Aber es gibt im Kleinen durchaus inklusive Projekte.

Barbara Bucher ist Gebärdensprachdolmetscherin und übersetzt bei SRF simultan die Hauptausgabe der Tagesschau, die parallel auf SRF info ausgestrahlt wird. Diese Tätigkeit sieht sie durchaus «inklusiv». Und die SRG baut den Anteil inklusiver Sendeangebote stetig aus. 40 Prozent der Sendezeit ist im letzten Jahr untertitelt worden. Dies entspricht einer Zunahme von 18 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Auch für Blinde wird das Angebot erweitert. Im letzten Jahr wurden 98 Sendungen mit einer akustischen Beschreibung des Filmablaufs ergänzt. Und die Internetplattform Swissinfo erleichtert Sehbehinderten den Zugang zu den Informationen. Diese werden in drei Landessprachen durch eine Computerstimme vorgelesen.

Auch Kulturangebote können inklusiv gestaltet werden. Im September 2014 findet das 5. internationale Kurzfilmfestival «look&roll» statt, das Procap seit 2006 organisiert. Die Filme werden mit Untertiteln für Hörbehinderte gezeigt. Für

Sehbehinderte wird der Inhalt des Films akustisch beschrieben. Zudem sind alle Veranstaltungsorte hindernisfrei.

Zurück zum Restaurant «blindekuh». Die Spaghetti al pesto sind im Magen, der edle, rote Tropfen durch den Gaumen, selbst die Schokoladentorte konnten wir zu unserer vollen Zufriedenheit verköstigen. Damit wir nun vom Tisch durch den dunklen Raum den Weg zum Eingang finden, um unsere Rechnung zu bezahlen, nimmt uns der Kellner sanft beim Arm. Er führt uns zielsicher in die Helligkeit hinaus. Eine selbstverständliche, inklusive Unterstützung, die wir im Restaurant «blindekuh» erhalten. ●